Bild: Andreas Eicher

Städte, Planer und Unternehmen müssen auch den Menschen auf der Straße zuhören, die vielfach ihren eigenen „smarten" Weg suchen

„Produkte mit Smart im Namen sind Hämmer auf der Suche nach Nägeln"

Städte müssen sich verändern, den Wandel der Zeit erfolgreich begleiten – im Sinne teils gewaltiger Herausforderungen, vor denen die Städte heute stehen. Diese Herkulesaufgaben gehen immer mehr Städte mit smarten Lösungen an und nennen sich selbst Smart City. Doch was heißt das überhaupt? Wer sind die Treiber der Städte im scheinbar intelligenten Modus? Und welche Rolle spielt der Mensch als Bewohner urbaner Räume? Antworten liefert uns Johannes Kleske, Strategieberater und Zukunftsforscher.

Autor: **Andreas Eicher**

Das Thema Smart City ist en vogue. Dabei ist nicht klar, was der Begriff eigentlich beinhaltet und wie er allgemeingültig definiert werden könnte. Haben wir es an dieser Stelle nicht einmal mehr mit einem inhaltslosen Marketingbegriff zu tun, der vor allem von digitalen Konzernen verwendet wird?

Ohne Zweifel ist der Begriff „Smart City" in erster Linie ein Marketingbegriff, mit dem große Konzerne wie Cisco und IBM versuchen, ihre Datendienste an Stadtverwaltungen zu verkaufen. Das gilt übrigens für praktisch alles mit dem Wort „Smart" davor. Ob Smartphone, Smart Objects oder Smart Watches. Der Blog weputachipinit.tumblr.com hat die Herangehensweise treffend zusammengefasst: It was a dumb object. Then we put a chip in it. Now it's a smart object.

Wichtig ist hierbei, dass das Angebot von smarten Produkten nicht aus der Entwicklung einer Problemlösung kommt, sondern durch den technischen Fortschritt entstand. Sensoren, Chips und Datendienste sind so günstig geworden, dass die Technologieunternehmen überlegen, welche Produkte sie daraus stricken können. Produkte mit „Smart" im Namen sind Hämmer auf der Suche nach Nägeln, beziehungsweise brauchen viel Marketing, um dem Konsumenten klar zu machen, dass er viele Nägel hat.

Viele Städte setzen auf die „intelligente Stadt" der Zukunft. Dabei spielen vielfach rein technische Gesichtspunkte die Hauptrolle. Greift das nicht zu kurz, gerade bei einem Blick auf die drängenden Probleme der großen Städte, von der Stauproblematik über Umweltverschmutzung bis zum knappen Wohnraum und der Überbevölkerung in immer mehr Ballungsräumen weltweit?

Evgeny Morozov hat den Begriff „Solutionism" geprägt. Das ist die verzweifelte Hoffnung, dass sich die „wicked problems" einer zunehmend komplexen Welt durch Technologie lösen lassen. Das muss zwangsläufig zu kurz greifen, weil die Komplexitätsreduktion immer zu einer falschen Problemdefinition führt. Dazu kommt der blinde Glaube in Technologie, die nicht verstanden wird. Je tief gehender man sich mit „smarten" Technologien beschäftigt, desto klarer wird, dass sie Intelligenz nur vorgaukeln.

Ich kann das Verhalten der Städte gut verstehen. Sie werden von Politikern geführt, die in relativ kurzen Abständen wiedergewählt werden wollen. Die angesprochenen Probleme, mit denen sich Städte aber heute konfrontiert sehen, brauchen grundlegende und langfristige Lösungen. Die Hoffnungen, dann lieber auf das technische Produkt eines prominenten Unternehmens zu setzen, scheint da relativ natürlich. Auch wenn diese Herangehensweise natürlich in keiner Weise nachhaltig ist.

Die Vielzahl der „Smart-City-Konzepte" sind Insellösungen, die nicht miteinander verbunden sind, geschweige denn miteinander verzahnt werden. Woran liegt es Ihrer Meinung nach und wie lässt sich dieser Missstand überwinden?

Das ist nach meiner Beobachtung eine Kombination verschiedener Faktoren. Zum einen setzen die Anbieter auf proprietäre Lösungen, weil sie den Lock-in-Effekt für ihre Produkte wollen. Auch gibt es in dem Bereich kaum allgemeine Standards, die einen Austausch von Daten zwischen verschiedenen Silos ermöglichen würden. Das eigentliche Problem liegt aus meiner Sicht aber in der Fragmentierung solcher Initiativen in einer Stadtverwaltung. Jeder Bereich hat seine eigenen Ideen und Partner und keiner spricht miteinander. Alle entwickeln eigene Lösungen, die nicht kompatibel sind.

Die offensichtliche, aber auch schwierigste Herangehensweise ist, wie oben schon beschrieben, die ganzheitliche. Städte wie New York haben deswegen einen Chief Digital Officer eingestellt, der all diese Initiativen überschaut und die Verzahnung ermöglichen soll. Noch nachhaltiger wäre aber, grundsätzlich darüber nachzudenken, ob die stark hierarchischen Strukturen von Stadtverwaltungen noch die richtige Organisationsform für Städte im 21. Jahrhundert sind.

Wenn man in Unternehmen schon immer häufiger über flache Hierarchien, Netzwerk-Strukturen und liquide Prozesse spricht, lohnt es sich auch im öffentlichen Sektor, den Status quo zu hinterfragen.

Haben Sie ein Beispiel aus Ihrem Berufsalltag, der smarte Lösungen in Städten greifbar macht und einen klaren Mehrwert erkennen lässt?

Das ist schwierig, weil gute Smart-City-Beispiele genau nicht diesen Begriff benutzen, da sie in einen größeren Kontext eingebunden sind. In dem sind sie nur ein Werkzeug von vielen, um einen Umgang mit der Stadt an sich zu ermöglichen.

Ein besonders charmantes, kleines Projekt, das mir immer wieder einfällt, ist dieses Bastelprojekt des Londoners Russell Davies, der sich eine Anzeige gebaut hat, welche Stadtrad-Stationen in seiner Nähe freie Räder haben. Er nutzt dabei einen Feed, der kostenlos zur Verfügung gestellt wird und den er so für seinen Kontext einsetzen kann. Im Alltag wirft er morgens beim Verlassen des Hauses einen kurzen Blick auf die Anzeige und weiß sofort, ob er aus der Haustür heraus nach rechts oder links abbiegen sollte.

Es hat den Anschein, dass Smart-City-Lösungen sehr stark auf digital affine Menschen zugeschnitten sind. Im Umkehrschluss heißt das, wer im digitalen Zeitalter nicht mitmacht oder mitmachen kann, wird abgehängt. Zudem propagiert die Digitalisierung zwar einen gewissen Gemeinschaftssinn, ist aber per se auf den Individualisten und modernen selbstbestimmten Menschen fokussiert. Widerspricht das im Zusammenhang mit dem Thema Smart City nicht dem eigentlichen Ziel, dass nämlich Menschen stärker kooperieren und sich austauschen müssen, wollen sie die drängenden Probleme des 21. Jahrhunderts überwinden?

Damit kommen wir zum eigentlichen Kern des Problems von „Smart City", der Neoliberalisierung der Städte. Je mehr Städte wie Unternehmen geführt werden, die die Bürger als Konsumenten ansehen, desto mehr bewegen wir uns von der Stadtgemeinschaft zu reinen Individuen. Wenn Städte nicht mehr als gemeinschaft-

Johannes Kleske

ist Strategieberater und kritischer Zukunftsforscher. Seit 2010 berät er mit seiner Firma Third Wave Unternehmen und Organisationen zur digitalen Transformation.

Bild: Kai Müller

liche Lebensräume, sondern als persönliche Verwirklichungsbeschleuniger betrachtet werden, leidet das Zusammenleben. Und das mindert letztendlich immer die Lebensqualität aller Stadtbewohner – egal ob arm oder reich, digital-affin oder offlinig.

Digitale Lösungen ergeben immer dann Sinn, wenn sie mehr Menschen in einen Prozess involvieren, statt ihn auf die Elite zu beschränken. Wenn zum Beispiel barrierefreie Anwendungen ermöglichen, dass benachteiligte Menschen plötzlich wieder informiert und beteiligt werden, sehe ich darin einen klaren Gewinn für die Gemeinschaft. Auch steht nicht jeder gerne in einer Nachbarschaftsversammlung auf und tut vor allen seine Meinung kund. Wenn also digitale Plattformen ermöglichen, dass auch andere Meinungen und ungewöhnliche Ideen Gehör finden, stärkt das die Nachbarschafts- oder Stadtvielfalt.

Ein Blick in die Zukunft: Wenn wir unsere Großstädte in 20 Jahren betrachten, wie „smart" sind diese dann wirklich und was heißt das dann konkret?

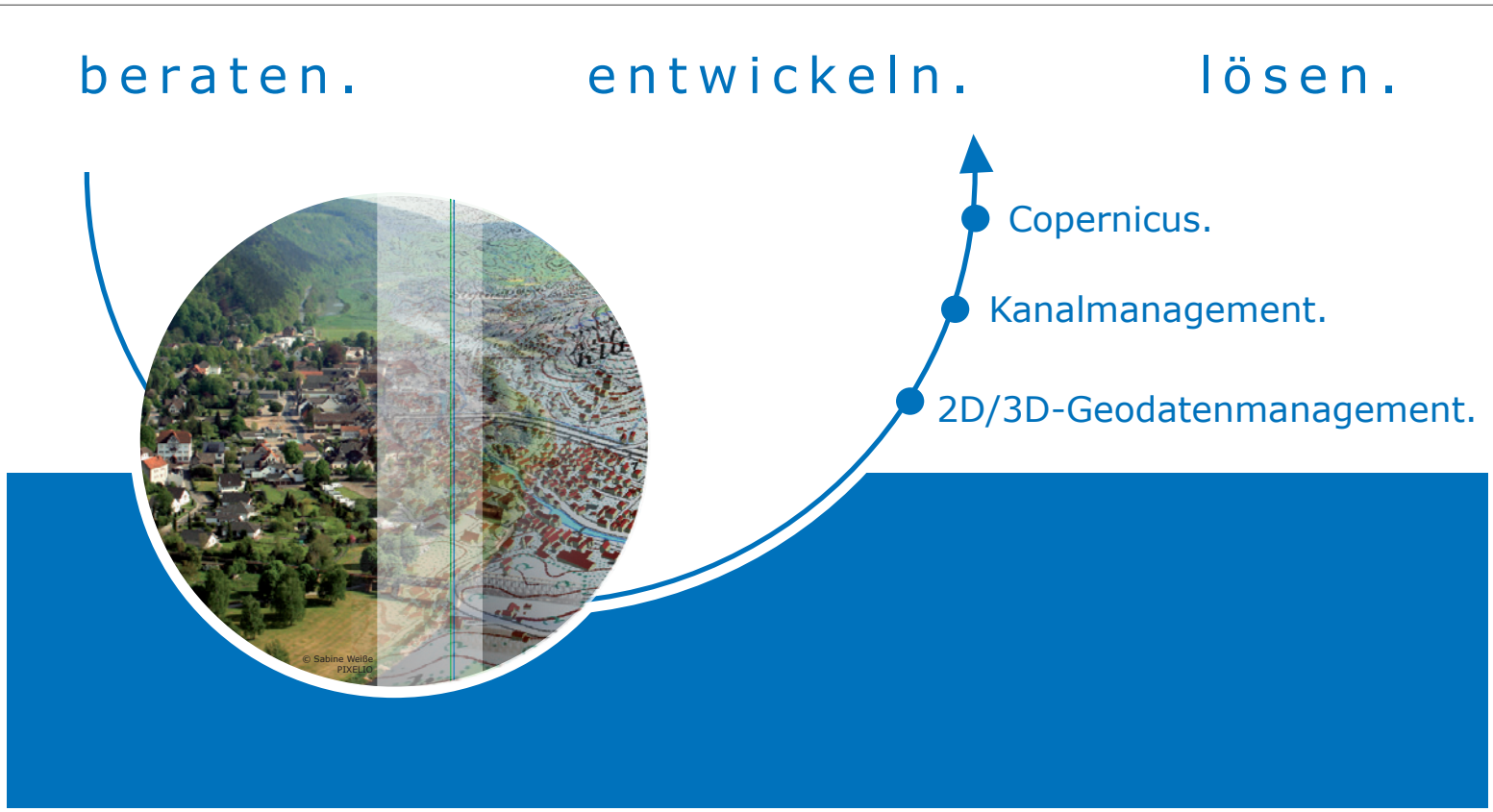
Ganz grundsätzlich sehe ich einen Kampf zwischen dem Konzept Smart City, propagiert von den großen Konzernen, die den Stadtverwaltungen Komplettlösungen verkaufen wollen, in denen der Bürger in erster Linie Datenlieferant ist. Diese Lösungen lassen sich symbolisch (und häufig real) durch die Schaltzentrale darstellen. Irgendwo in der Stadt gibt es einen dunklen Raum mit jeder Menge Bildschirmen und die Idee ist, dass sich die Stadt von hier überwachen und steuern lässt. Bürger werden überwacht, ohne die Möglichkeit, Zugriff auf ihre Daten zu bekommen. Algorithmen treffen Entscheidungen über Vorgänge in der Stadt, ohne dass sie jemand gewählt hat und ihre Entscheidungsfindung überprüft und hinterfragt werden kann.

Demgegenüber steht das Konzept des Smart Citizen, propagiert von den Aktivisten und Kritikern der Konzerne, die der Meinung sind, dass die Datendienste der Stadt den Bürgern dienen sollen und nicht umgekehrt. Hier bekommt der Bürger die Kontrolle über die Daten und kann sie passend zu seinem Kontext einsetzen. Technologie ist dabei ein Werkzeug, aber ersetzt nicht andere Formen des Austauschs und Zusammenlebens, wie oben beschrieben.

Städte wie Barcelona und Madrid, in denen im letzten Jahr Bürgermeisterinnen aus dem Podemos-Umfeld gewählt wurden, haben angefangen in Richtung Smart Citizen zu denken. Die große Mehrheit der Städte wird sich aber eher in Richtung Surveillance City entwickeln. Wenn wir uns heute schon die Überwachung ansehen, die in den meisten britischen Städten Realität ist, dann zeigt das klar die Richtung auf.

Herr Kleske,
wir danken für das Gespräch!

Das Interview führte Andreas Eicher



M.O.S.S.
Computer Grafik Systeme Geoinformationssysteme

M.O.S.S. Computer Grafik Systeme GmbH
Hohenbrunner Weg 13
82024 Taufkirchen
info@moss.de
www.moss.de

CADMAP

CADMAP Consulting Ingenieurgesellschaft mbH
Weserstraße 101
45136 Essen
info@cadmap.de
www.cadmap.de